

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Karl, W.: Der Peter

urn:nbn:de:bsz:31-62042



Der Peter.

Von W. Karl.

Erstes Kapitel.

(Ein alter Professor wird früh zur Ruhe gesetzt, spät verliebt, zu spät energisch.)

ndersberg ist einer der braven Weinorte, die der gütige Schöpfer unserm deutschen Vaterland so reichlich beschert hat.

Am hintersten Ende des engen Tals, wo

bereits der Wald beginnt, wohnte der Professor a. D. Peter Weiß, ein Mann zwischen fünfzig und sechzig Jahren. Wie der hierher kam? Nun, wie eben die meisten Menschen in die Welt kommen, nämlich durch die Geburt. Er war eben nirgends sonst als hier geboren, und zwar als Sohn des reichen Weißhofbauern. Ursprünglich sollte und wollte er Pfarrer werden; allein als er in der Filialkirche seiner Heimat die erste Predigt zu tun sich anschickte, und als er in die vielen staunend geöffneten Mäuler starrte, da entsank ihm der Mut wie einst dem König Saul in seiner letzten Schlacht, da er die Schwerter der Philister sah. Der sechs Schuh lange Peter schrie mit verzweifelter Stimme dreimal: „Meine Lieben!“ Dann sank er aber mit Kanzel, Kirche und ehrsamem Bauernschaft lautlos in einen tiefen, schwarzen Abgrund. Wenigstens meinte er das selbst. In Wirklichkeit aber hing er Kopf und Arme über die wacklige Kanzel herab, wie im Kasperletheater der arme Kasperle tut, wenn er totgeschlagen ist. Peter war also regelrecht ohnmächtig geworden. Peter Weiß, der so groß und stark war, daß er einen geladenen Heuwagen allein wegzog.

Er sattelte traurig um und ward Philolog, machte auch bald das Examen, und zwar als Erster mit der Note Sehr gut. Allein hier war auch sein philologischer Ruhm bereits zu Ende, und was nun kam, gestaltete sich sehr trüb. Der starke Peter hätte daheim kaltblütig einen wütenden Dämon gebändigt. Mit seinen lateinischen Buben aber wurde er nicht fertig. Sie tanzten ihm auf der Nase herum und trieben mit dem ungeschickten Manne den größten Unfug. Er war leider zu gutmütig, um zu strafen. Daher verlegte er sich auf Drohungen, die er aber nie ausführte. Oder wenn er einmal einen Vengel erwischt hatte und der Sünder flehte ihn um Gnade an und gelobte heilig Besserung, so erließ ihm der Lehrer in tiefer Nüchternung die Strafe. Womöglich schenkte er ihm noch einen Apfel, um den Besserungsprozeß durch Güte zu

befördern. In der Regel aber erwischte er keinen in flagranti; dazu war er selbst nicht schlau genug. Oder sie leugneten ihm alles von der Nase weg. Dann wurde ihm die Sache wieder zweifelhaft. Und sollte er einem Unschuldigen Gewalt und unrecht tun? Wie sagt doch ein lateinischer Spruch? In dubiis pro reo: In Zweifelsfällen urteile zugunsten des Angeklagten!

Man sieht: Peter war ein guter Mensch, aber ein schlechter Schulmeister. Obwohl beides im allgemeinen einander nicht ausschließt, ein guter Mensch und ein guter Lehrer zu sein.

So blieb er denn auf dem Katheder ebenso stecken wie auf der Kanzel, nämlich in der hintersten Hecken Schule des Landes. Hier war er fast dreißig Jahre tätig. Aber noch tätiger zeigten sich seine Buben, und sie hätten den Unglücklichen wohl langsam zu Tode gemartert, wie die Indianer einen gefangenen Feind, wäre nicht das gütige Schicksal zugekommen.

In der Geographiestunde, die als anregendste Gelegenheit zu allgemeiner Volksbelustigung in der Klasse bekannt war, pappten die Buben dem Unglücklichen einen großen Zettel auf den breiten Rücken mit der weithin sichtbaren Aufschrift: „Ich heiße Peter.“

Nie gab es in Europa eine überflüssigere Bekanntmachung als diese. Denn kein Sterblicher des Städtchens redete von dem Professor überhaupt je anders als vom „Peter“. Dennoch trug der Unglücksmann an jenem Tag den Zettel wie ein Riesenplakat unentwegt durch die Gassen. Man muß sich noch dazu denken, daß Peter stets in langem schwarzen Flaus umherwandelte und daß seine hohe, breite Bauerngestalt und das strahlend gutmütige, glattrasierte Gesicht eigentlich etwas sehr Würdevolles hätte darstellen können. Und nun diese Aufschrift auf dem Rücken!

Erst als er daheim den Rock auszog, ward er mit tiefer Scham der Kundgebung kindlicher Liebe gewahr.

Nun aber war sein Entschluß gefaßt. Er berichtete den Vorgang sofort an die Oberschulbehörde. Nicht um die Buben anzuklagen, sondern der ehrliche Mann meldete, er selbst sei völlig unfähig, an einer Schule zu unterrichten, da er nicht die mindeste Schulzucht halten könne. Im Interesse der Schule und des Lehrerstandes bitte er um seine sofortige frühzeitige Zuruhesetzung.

Die Behörde ließ sich das nicht zweimal sagen. Sie entband ihn von seiner Schulhalterei. Was kümmert sich so eine eiskalte Behörde darum, wenn der lieben Schuljugend die einzige Wonne ihres freudenarmen Schullebens genommen wird?

So zog denn Peter Weiß, nicht ohne Heimweh nach der Schulstube und den kleinen Folterknechten, denen er so gerne das Beste geleistet

hätte, in seine Geburtsstätte Ondersberg. Doch machte er vorher noch eine bedeutende Stiftung für ein zukünftiges neues Schulhaus und für Beihilfen an tüchtige, aber arme Schüler. Auch hat er später manchen seiner ärgsten früheren Peiniger in aller Stille gefördert und mit Geld namhaft unterstützt. „Sie können nichts dafür. Ich bin allein schuldig gewesen an der Unbotmäßigkeit. Ich muß gutmachen, was ich an den Buben gefehlt habe.“

Aber zwischen seiner amtlichen Pensionierung und dem wirklichen Abschied am Ende des Schuljahres trug sich noch etwas zu, außerhalb der Schule, was den stillen Mann aufs tiefste erregte.

Peter Weiß wohnte dreißig Jahre lang bei dem alten Weinhändler Bemble am Marktplatz, am Eck gegenüber der Kirche. Herr Bemble war Witwer geworden und nahm sich eine „Hausdame“. Durch eine einfache Zeitungsanzeige in der „Frankfurter“ hatte er sie bekommen.

Sapperlot, gab das eine Aufregung, ein Fragen und Raten im Städtle, als diese Hausdame die paar ersten Male auf den Wochenmarkt ging! Groß, blond, vornehm, aber mit unendlich gültigem Antlitz und wunderschön, so schritt sie, jedermann bescheiden zuerst grüßend, durch der Gäßlein Stant, der Bürgerlein Zant. Sie hieß auch noch Josepha, wie kein Mensch im Städtle hieß; Josepha Hertenstein und war geboren in Rom. In Rom! Wie kam dieses schöne, freundliche, vornehme Wesen zwischen die Misthaufen des Nestes? Da mußte was dahinterstecken. Uha! Natürlich! Sie war eine verkappte dänische Gräfin, denn sie besaß dänische Bücher. Nein, sie war eine Russin, denn sie sprach russisch; eine verbannte Revolutionärin, die natürliche Tochter eines Großfürsten. Neulich stand ja etwas von so einer im Wochenblatt. Das mußte sie sein. Aber von ihrem Mann wurde sie geschieden. Ob wohl der alte Bemble sie heiraten würde? Wie alt sie sei? Nun, so zwischen fünf und zwanzig und fünf und dreißig Jahren. Jedenfalls so vornehm und schön, wie in dem Städtchen noch kein weibliches Wesen herumgelaufen war. Es wehte um sie eine solch starke Luft von Unnahbarkeit, daß selbst die Frischschoppenwickler nicht wagten, den alten Bemble mit seiner Haushälterin in zweideutigen Anspielungen aufzuziehen.

Da Peter Weiß vom unteren Stockwerk aus bedient wurde, kam er mit Fräulein Josepha häufig in Berührung. Sie behandelte den ungeschickten Bauernsohn sehr freundlich und achtungsvoll. Denn mit dem geübten Blick eines welt erfahrenen Weibes hatte sie sofort den hohen inneren Wert des äußerlich ungelenkten Mannes erkannt. Und als sie gar von seinen Leidensstunden in der Schule erfuhr und damit seine unverwüßliche Herzensgüte verglich, gewann sie ihn geradezu lieb.

Peter Weiß, zu stolz und auch unfähig, sich anders zu zeigen, als er war, trieb sein harmloses eigenartiges Junggefellnwesen ruhig weiter; aber er war von rührender, zarter Rücksichtnahme gegen die schöne Josepha und wurde jetzt nur noch bedürfnisloser als bisher. Denn auch die geringste Mühe, die er dem Fräulein machte, dünkte ihm ein Unrecht oder eine Unhöflichkeit. Dagegen der Witwer unten spielte den galanten Mann von Welt, so wie er es vor vierzig Jahren als Kaufmannschwung glaubte meisterhaft fertiggebracht zu haben. Die schöne Josepha sah nun freilich danach aus, als ob sie



Josepha ertrug mit großem Takt die altmodischen Achtungsbezeugungen ihres Brotherrn.

eine Mitterlichkeit gewohnt sei, die um einige Oktaven höher lag als die eines Kommiss. Aber sie ertrug mit großem Takt auch die ausschweifenden altmodischen Achtungsbezeugungen ihres Brotherrn.

Peter Weiß war freilich nicht nur ein jammervoller Schulmeister, was im Städtchen jede Dienstmagd wußte, sondern auch ein großer Gelehrter, wovon niemand eine Ahnung hatte als der Stadtpfarrer, der im gleichen Spital krank lag und heimlich auch mehr hinter den Büchern saß, als für sein Amt gerade nützlich war. Peter Weiß arbeitete nämlich in aller Stille seit Jahrzehnten an einem großen Werk über den berühmten geistreichen Erasmus von Rotterdam und dessen Verhältnis zu Luther, dem Humanismus und der Reformation. Unter

allen auf Erden Lebenden war wohl keiner zu finden, der in den elf dicken Foliobänden der lateinischen Schriften des alten Spötters sowie in der Weltliteratur über Humanismus so zu Hause war wie Peter Weiß. Vielleicht trug das heimliche zweite Leben in dieser fernen Welt viel zu der unheilvollen Zerstreuung Peters in der Schule bei.

Seit aber Josepha im Hause war, ertappte sich Peter Weiß auch dann als zerstreut, wenn er am Erasmus saß! Wäre er als Dieb oder Schürzenheld schmählich erwischt und vor der ganzen Welt bloßgestellt worden, so hätte er nicht unglücklicher sein können als bei dieser Wahrnehmung. Ja, es stand schließlich so, daß Peter in hellsten Tränen der Not sich fragte, ob er seine wissenschaftliche Arbeit wirklich zu Ende zu führen imstande sei. Denn ganze Seiten des strahlenden Lateins konnte er herunterlesen, ohne zu wissen, was er gelesen hatte. Etwa so, wie er früher vor lauter Erasmus oft nicht wußte, was er zu Mittag gespeist hatte, wenn er Messer und Gabel weglegte.

* * *

Um die fünfte Stunde eines schönen Sommermorgens setzte sich Weiß wieder einmal an seine alten schweinsledernen Schwarten, fest entschlossen, heute unerbittlich zu arbeiten. Da donnerten unten in dem sonst so stillen Stockwerk die Türen auf und zu, daß das Haus zitterte. Geschrei! Die Stimme Josephas kreischte ganz unvornehm nach dem Dienstmädchen. Das Mädchen stürmte die Treppe herauf und riß ohne Anklopfen die Tür des Professorzimmers auf: „Herr Professor, der Herr Bemble send maustot. Sie sollet gleich ronterkomme, hat's Fräulein gsait.“

Peter Weiß stürzte hinab. Im Schlafzimmer des Alten fand er Josepha; sie war nur notdürftig bekleidet. Der Alte hatte einen Schlaganfall bekommen, aber noch schreien können. So war sie denn aus dem Bett gestürzt, hatte die Tür des Schlafzimmers Bembles mit gewaltiger Kraft aufgebrochen und fand den Brotherrn bereits im Todesröcheln. Jetzt machte sie Wiederbelebungsversuche an dem Toten. Peter Weiß sollte ihr dabei helfen. Aber wie sie auch in diesen Dingen geschickt und erfahren war, so war der Professor verzweifelt ungeschickt. Allein es hätte ja doch alles nichts geholfen. Der alte Weinknabe war und blieb tot. Josepha stellte die Arbeit ein. „Er ist tot.“ Sie griff Herrn Bemble an die stadtbekannte dicke rote Nase. Diese war aber jetzt bleich und spitz geworden.

Der Professor faltete die Hände und betete halblaut: „Wenn ich einmal soll scheiden, so scheide nicht von mir . . .“ Dann sprach er ein Unservater und den Segen: „Der Herr segne

dich und behüte dich . . .“ Er legte dem Toten segnend die Hand auf die Stirn.

Josepha sah den Professor erstaunt, aber dankbar von der Seite an. Daß er jeden Sonntag in die Kirche ging und viel im griechischen Neuen und hebräischen Alten Testament las, wußte sie. Jetzt hatte der schüchterne Mann in sicherer Geisteskraft durch das priesterliche Gebetswort das Peinliche der Todesstunde beseitigt. Wie arm und verlegen sind da die Menschen, die nichts zu sagen wissen als: „Er ist tot. Da liegt er.“

Jede Frau schaut an einem Mann empor, der mit aufrichtigem Herzen in ernster Stunde ihr den Stab der Religion zu bieten weiß. Denn sie bedarf dessen und sehnt sich danach, auch wenn sie noch so stark ist.

„Ich danke Ihnen, lieber Herr Professor!“

Sie griff leise zur Seite nach seiner Hand und drückte sie sanft.

Peter Weiß wagte nicht, das schöne Weib anzusehen. Denn sie stand neben ihm nur halb bekleidet. Der gewissenhafte und bei aller Ungeschicklichkeit tief ritterliche Mann wollte keinen Diebstahl an fremdem Eigentum begehen, nicht einmal mit den Augen. Ohne dem schönen Frauenwesen einen Blick zuzuwenden, entfernte er sich still.

Als Peter jedoch wieder vor seinem Schreibtisch auf dem Korbstuhl saß, tobte in seiner mächtigen Brust ein Kampf widerstreitender Gedanken. Er schämte sich, daß er, wenn auch ohne es zu wollen, im Augenblick des Eintritts ins Zimmer die Geheimnisse der schönsten Frauengestalt halb entschleierte gesehen hatte. Und doch vermochte er die erregte Einbildungskraft von dem verlockenden Bild nicht loszureißen. So sieht ein Frauennacken, so sehen Frauenarme aus? Es war das erste Mal in seinem Leben, daß er Derartiges geschaut hatte.

Peter Weiß flüchtete sich zu den Folianten. Aber aus dem sauberen großen Druck grinsten ihm das feine Gesicht des alten Spötters Erasmus entgegen. Erasmus ist ein schlechter Rathgeber für angefochtene Seelen. Peter schrie fast laut nach den erlösenden Qualen der Schule, wie ein Mönch in Seelenkämpfen nach der Geißel greift, um sich den Rücken blutig zu hauen. Aber es war noch nicht Schulzeit. Der Professor holte den starken Weißdorn, Undersberger Gewächs, aus der Ecke und schickte sich zu einem Spaziergang an.

Aber als er unten an die halboffene Tür zur Wohnung des Toten kam, spürte er plötzlich, wie eine unsichtbare Schicksalshand ihn packte und zur Tür hin- und zur Tür hineinzog. Der Schweiß brach ihm aus. Er trat auf den Vorflur. In der Küche hörte er Stimmen. Der Medizinalrat war gekommen.

„Ach was,“ flüsterte der Arzt, „Sie werden

doch keine Gans sein? Liebes Kind, so in aller Unschuld.“

„Machen Sie, daß Sie hinauskommen! Schämten Sie sich! Drüben liegt ein toter Mann.“

„Sie sind nicht für Tote da, schönes Kind, sondern für Lebendige.“

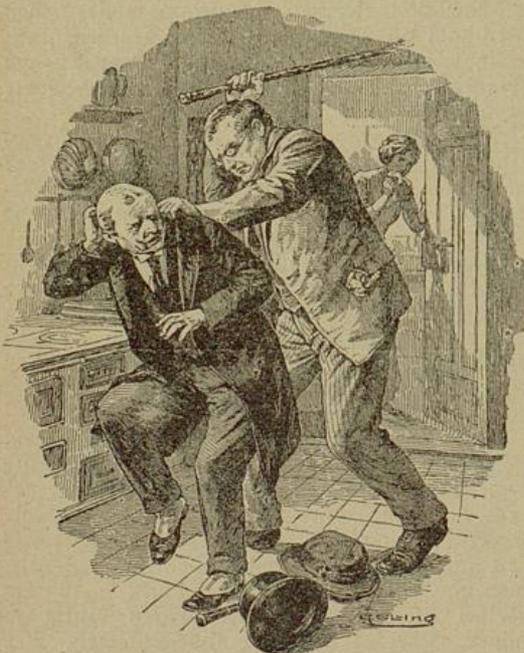
Plötzlich drinnen ein Klatschen wie von einer Kapitalsohrfeige.

„Donnerwetter!“

Peter Weiß kannte den alten Schweinigel wohl. Er wußte jetzt auch, was da vorging. Mit langsamen Schritten, die Zähne grimmig zusammenbeißend, trat er in die Küche.

„Ah, da kommt noch einer. Jetzt wird's lustig,“ rief der Medizinalrat unter gemeinem Lachen.

„Das werden Sie gleich sehen, Sie Schweinehund.“ Aber da hatte der Medizinalmann auch schon den ersten Hieb von dem Undersberger. Und dem ersten folgten noch viele. Der Schürzenheld, der schon ähnliche Katastrophen erlebt haben mochte, drehte dem Angreifer geduldig den Rücken zu und nahm die reichliche Tracht



Nur wenn der Undersberger gar zu gut aufholzte, schrie er laut: „Au!“

gottergeben in Empfang. Nur wenn der Undersberger gar zu gut aufholzte, schrie er laut: „Au!“

„Josepha hatte sich entfernt.“

„Ich empfehle mich Ihnen ergebenst, zu jedem weiteren ähnlichen Dienst gerne bereit. Lassen Sie mich nur rufen, wenn's nötig ist.“

Damit ging auch Weiß von dannen und der

Don Juan konnte nun Betrachtungen anstellen über die Wechselfälle des menschlichen Lebens im allgemeinen und über seinen Buckel im besonderen.

Peter Weiß ging noch ein wenig lustwandeln und dann in die Schule. Er war aber heute in einer ganz besonderen, noch nie erlebten pädagogischen Stimmung; das merkte er wohl. Nur die Buben merkten es nicht, wenigstens nicht gleich, sondern sie begannen ihren gewohnten alten Unfug wieder. Hei! Wie hatten sie sich heute verrechnet! Peter Weiß ergriff plötzlich seinen Gewaltigen, riß den ersten Missetäter über die Bank und hieb ihm den Sitzteil windelweich. Die Buben starrten den Mann entsetzt an. Einer lachte. Auch der bekam sofort sein vollgerüttelt Maß. Nun saßen sie alle da wie Mäuschen, nur die zwei Behandelten heulten und schnipsten.

„Wollt ihr das Heulen sein lassen? Gleich gibt's noch eine Tracht!“

Grabesstille lag jetzt über der Klasse. Auch Peter Weiß redete kein Wort. Mit blitzenden Augen schaute er längere Zeit über die gezähmte Menagerie hin.

Der Schulvorstand, der aus dieser Klasse stets einen Heidenlärm zu hören gewohnt war und oft eingreifen mußte, kam, um zu horchen. Er traute seinen Ohren nicht. Sollte die Klasse sich heute verschworen haben, zu schwänzen? Fand hier überhaupt kein Unterricht statt? Wehe der Bande! Er steckte den Kopf ins Zimmer.

„Entschuldigen Sie, Herr Kollege.“ Der Kopf verschwand wieder aus der Türpalte. Der oberste Vorstand eilte zum zweiten Anstaltsleiter, seinem Vertrauten, dem Schuldienner. Auch der hatte schon gehorcht und war über die rätselhafte Stille ebenso entsetzt wie der Oberkollege. Beide hielten nun Rat und erwarteten mit Bangen das Weitere. Denn daß ein noch nie dagewesener unerhörter Skandal drinnen sich zusammenbraute, das war doch sonnenklar.

Unterdessen aber hatte Peter Weiß den Unterricht begonnen. Die Bürschlein saßen da wie in einer Musterchule. Keiner muickte sich, denn Peters Augen funkelten.

Heute war er endlich Schulmeister geworden. Mit fünfundsünfzig Jahren und mit der Pensionierung in der Tasche! Zu spät!

In den Pausen, beim Rauen der Butterbrötter, teilte die Klasse das Unerhörte den anderen ganz verfürzt mit. Diese wollten es zuerst nicht glauben. Aber die beiden Gerichteten begaben sich mit vereidigten Zeugen hinten in den Holzstall und entblößten die Schattenseite ihres Daseins. Gegen den Augenschein war nicht mehr aufzukommen. Bange Ahnungen ergriffen die ganze Schule. Sollte Peter am Ende doch noch im Dienst bleiben? Und

sollte ihnen das einzig vergnügliche Stück ihres betrüblichen Schülerdaseins auch noch entschwinden? Unerhört!

Diese Befürchtung war jedoch grundlos. Peter konnte seiner Behörde nicht wohl melden, in den letzten vierzehn Tagen seiner Schulhalterei sei er endlich zur Vernunft gekommen. Es mußte also bei der Zuruhesetzung sein Bewenden haben.

Zweites Kapitel.

(Ein Baron und ein Mord bringen großen Aufruhr.)

Peter Weiß war in dem Augenblick energisch geworden, wo er den Medizinalrat durchprügelte. Eine ungewohnte Entschlossenheit durchglühte von da ab sein ganzes Wesen.

„Ich wag' es,“ sprach er oft laut, wenn er sich allein befand. Morgen war das Schuljahr zu Ende. Morgen war die altersübliche Schlussfeier. Morgen reiste Josepha weg und er auch, mit dem gleichen Postwagen. Es war also höchste Zeit. Heute mußte die Entscheidung fallen.

Peter Weiß zog seinen Sonntagsrock am hellen Werktag an. Der reiche Mann besaß ja nur zwei Kläuse, und auch die erste Garnitur stand nicht ganz auf der Höhe der Zeit. Also geschmückt stieg er langsam die Treppe hinab und läutete unten sein Schicksal an. Josepha öffnete und führte ihn ins bessere Zimmer des seligen Herrn Bemble.

„Sie wollen Abschied nehmen, lieber Herr Professor? Es tut mir sehr, sehr leid, daß ich von Ihnen scheiden muß. Ich habe Sie recht lieb gewonnen.“

Das war zuviel gesagt. Das verwirrte den Bauernsohn. Seine neue Entschlußfähigkeit slog ihm weg wie ein Spatz, wenn geschossen wird. Er wußte nichts zu antworten.

„Was mir den Aufenthalt in diesem Hause so besonders lieb machte, das war das unbeschreibliche Vergnügen, für Sie ein wenig sorgen zu dürfen. Hoffentlich sind Sie mit mir nicht unzufrieden.“

Peter Weiß stand wieder auf der Undersberger wackligen Kanzel und sollte seine erste Predigt noch einmal halten. Bereits gähnte in der Tiefe der Abgrund.

Die Sache wurde peinlich. Josepha ergriff seine Hand und sagte: „Ich hoffe es, auch wenn Sie es mir nicht sagen. Leben Sie wohl, lieber, lieber Herr Professor. Darf ich Ihnen ab und zu einmal schreiben?“

„Ja, wenn Sie wollen,“ glaubte Peter zu sagen. Aber in Wirklichkeit hatte er auch das nicht gesagt. O, der Abgrund! er wurde immer weiter und schwärzer. Die Kanzel schwankte schon bedenklich.

„Liebster, bester, guter Herr Professor! Haben Sie für mich kein freundliches Wort des Abschieds?“

Da war das Unglück fertig. Der starke, große Mann bog die Knie und neigte den Körper vornüber. Josepha fing ihn mit kräftigen Armen auf und legte ihn auf ein Sofa.

Es war nur ein Augenblick. Als Peter wieder erwachte, lag er in Josephas Armen, matt, hilflos wie ein Kind. Er weinte.

„Ist Ihnen wieder besser?“

„Unendlich wohl. Sie sind ja bei mir,“ schluchzte er.

„Lieber, lieber Professor.“

„Josepha! Bleiben Sie bei mir.“

„Gewiß, bis Sie wieder wohl sind.“

„Nein, nicht so! Ganz bei mir. Werden Sie . . . Josepha!“

Er spürte ein Zucken in den Armen, die ihn umfingen.

„Werden Sie mein Weib!“

Das Zucken wurde zum krampfhaften Zittern. Da bengte sich das feine, schöne Gesicht voll unendlichen Erbarmens tief herab zu dem seinigen. Josepha streichelte ihm die Wange.

„Lieber Professor! Fassen Sie sich! Es kann nicht sein.“

„O! O!“

Welch ein Stöhnen!

„Ich bin das Weib eines andern. Und dieser andere lebt noch.“

Nach siegte jetzt das starke sittliche Gefühl des untadeligen Ehrenmannes über die körperliche Schwäche. Peter machte sich los und stand langsam auf.

„Verzeihen Sie mir, wenn ich unbewußt Sie beleidigt habe,“ bat er traurig. „Sagen Sie mir, daß Sie mir verzeihen!“

„Ich jage Ihnen noch mehr. Ich will ja so gern bei Ihnen bleiben, wenn Sie mich haben wollen. Ihre Nähe tut mir unbeschreiblich wohl nach allem, was ich in der Welt und von Männern erlitten habe.“

„Josepha! Sie bei mir? Sie wissen ja, daß ich auf ein Dorf hinausziehe, in die Einsamkeit.“

„Je einsamer, je lieber. Ach, ich war schon einmal noch einsamer.“

Schnell und froh wurde die Angelegenheit erledigt. Josepha, die ihre Koffer bereits nach Venedig versandfertig geschrieben hatte, schrieb sie um nach Undersberg. Sie zog mit als Haushälterin Peters.

In Undersberg hatte der Professor schon vor einem Jahrzehnt ein halbverfallenes Haus gekauft und als Ferienwohnung behaglich — nach seinen Begriffen wenigstens — instand gesetzt. Es war eine kleine Sommerwohnung, erbaut vor etwa 150 Jahren von einem Bergwerksingenieur. Dieser machte den Versuch, die mittelalterlichen verlassenen Erzstollen hinten im Tal wieder in Betrieb zu setzen. Er baute eine Schmelzhütte. Allein der Versuch mißlang und kostete dem Unternehmer sein ganzes Vermögen.

Er verschwand, und das kleine hübsche Haus stand leer, wurde zuletzt von der Gemeinde als Armenhaus angekauft und versiel jetzt noch weiter, bis es endlich Peter Weiß um ein paar Mark erwarb und als Wohnung für die Ferien herrichten ließ. Es lag sonnig in den Nebeln und bot eine entzückende, wenn auch enge Aussicht in Wald und Tal.

Peter Weiß lebte wieder auf, als er dauernd in seiner Heimat bleiben durfte. Hier kannte er fast jedes Kind. Sein Bruder war Bürgermeister; eine zahlreiche Sippe großer Bauern umgab ihn, und das ganze Dorf sah zu dem reichen Bauernsohn und gelehrten Professor mit ernstlicher Hochachtung empor. Das war hier alles ganz anders als in dem Schulnest.

Und dann Josepha!

Natürlich fand sich die auch im Dorf und in der Verwandtschaft ihres Herrn rasch zurecht. Die guten Vettern betrachteten sie allerdings sehr argwöhnisch. Sollte sie den reichen Erbonkel angeln und ihnen die große Erbschaft vor der Nase wegschnappen? Sie hatten ja im stillen alles schon friedlich unter sich verteilt: die Nebeln, die Aecker, den Wald, das Geld.

Das war keine kleine Sorgenlast für die wackern Vettern. Sie machten dem Onkel auch verblühte Andeutungen, kamen aber hiermit schlecht an. Der Onkel verwies ihnen solche Redensarten aufs strengste.

Die Vetterschaft wollte es mit dem Erbonkel nicht verderben; darum blieb sie trotz der bänglichen Angst freundlich. Und weil sie merkten, daß Josepha bei ihm alles galt, suchten sie auch das Wohlwollen der schönen Dame zu erwerben.

Josepha hatte übrigens keinen ganz leichten Standpunkt mit ihrem neuen Herrn; denn er bediente sich vollkommen selbst, wickelte seine Stiefel, besorgte auch den Garten, die Nebeln, den Obigtarten, kurz alles, so daß für Josepha eigentlich sehr wenig zu tun übrigblieb. Es gab darüber oft freundschaftlichen Streit zwischen den beiden. Aber das erhöhte nur das Glück des Professors.

Im übrigen brütete er jetzt um so enger über seinem Erasmus. In einem Jahr sollte die umfangreiche Arbeit druckfertig sein. Ein Verleger war schon gefunden. —

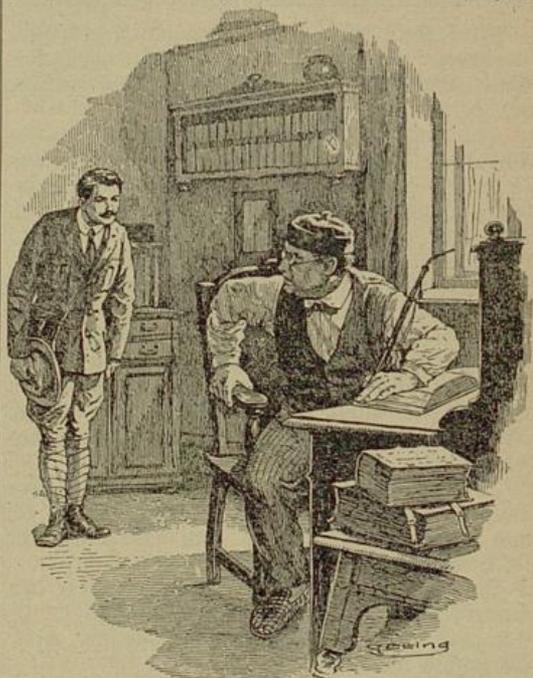
Peter Weiß saß in Hemdsärmeln behaglich an seinem großen eichenen Schreibtisch, rauchte mächtig aus der langen Studentenspeife und wälzte schwere Folianten. Er hörte nicht, wie ein rascher, leichter Schritt von dem Weg heraufstünte und schnell näher kam. Es klopfte an die Thür. Peter Weiß fuhr aus tiefem Sinnen empor: „Herein!“ Peter drehte sich auf dem Stuhl herum. Ein großgewachsener, schöner Mann stand im gewählten Anzug eines Ausflüglers vor ihm da.

„Verzeihen Sie! Mein Name ist von Scharn. Darf ich Sie vielleicht einen Augenblick stören?“

Der Professor nahm das Hausklappchen ab, stürzte sich in den alten schabigen Hausrock und sah den Fremden erwartungsvoll und etwas verlegen an.

„Bitte, nehmen Sie Platz. Ich bin Professor Weiß.“

„Nochmals Verzeihung! Aber ich wollte doch nach langer Abwesenheit von Deutschland die Heimat meines Urgroßvaters einmal besuchen.“



Ein großgewachsener, schöner Mann stand vor ihm.

Er ist nämlich in diesem Hause geboren als Sohn des ehemaligen Bergwerkunternehmers. Peter Weiß machte eine ungeschickte Verbeugung.

Der Fremde fuhr fort: „Ich weiß sogar das Geburtszimmer. Es liegt in der Dachwohnung nach Süden und Osten. Darf ich Ihnen vielleicht zumuten, es mir gütigst zu zeigen?“

„Weshalb nicht? Aber halt! Es ist das Wohnzimmer meiner Hausdame.“

„Wenn wir sie schön bitten, wird sie uns die Besichtigung nicht erlauben?“

„Sie ist nicht zu Hause.“

„Ach so! Nun, geht's dann nicht desto leichter?“

Zagend stand Peter auf. Er selbst hatte sich geschaut, niemals in dieses Zimmer zu gehen. Aber gegenüber dem sicher und bestimmt auftretenden Weltmann fand er die Worte nicht, um dessen Bitte abzuweisen. Sie stiegen also

hinanf. Doch klopfte der Professor erst ehrfürchtig an. Der Fremde musterte das einfache, aber überaus geschmackvoll eingerichtete Zimmer mit einem langen, wehmütigen Blick. Dann trat er ans Fenster und schaute hinaus.

„Wie schön! Also hier habt ihr Lieben gelebt, gekämpft und gelitten?“

Als er sich ernst wieder umwandte, fiel sein Auge zufällig auf ein kleines Delbild, das beim Fenster hing. Er stutzte, sah den Professor fragend an und starrte wieder auf das Bild.

„Wenn ich fragen darf: Wen stellt dieses Bildchen dar?“

Der Professor betrachtete es nun gleichfalls. „Wenn ich nicht irre, so ist das meine Hausdame, wie sie in jüngeren Jahren als Mädchen ausgesehen haben mochte.“

„Wie heißt sie?“ Der Mann riß die Augen weit auf.

„Josepha Hertenstein.“

„Von Hertenstein?“

„Von ihrem Adel weiß ich nichts.“

„Wie alt ist sie?“

„Etwa zweiunddreißig Jahre.“

Der Fremde schien nachzurechnen.

„Kann ich die Dame sehen?“

„Warum nicht?“ Peter wurde sehr unsicher.

Der Fremde schaute dem Gelehrten scharf ins Auge. Peter hielt den Blick in Ruhe aus.

Der Fremde ließ ab — er hatte erkannt, was er wissen wollte.

„Darf ich also noch einmal kommen und die Dame sprechen?“

„Gewiß. Wie lange bleiben Sie hier?“

„Auf unbestimmte Zeit. Ich will die verlassenen Stollen des alten Bergwerks untersuchen.“

„Sind Sie Ingenieur?“

„Auch das neben manchem andern. Bitte nochmals gehorsamst um Verzeihung. Vielen Dank. Aber darf ich noch eine Bitte aussprechen? Die Bitte, Fräulein Josepha einstweilen nichts von meinem Besuch zu sagen?“

„Wie Sie wollen.“

Es wurde Peter immer unbehaglicher.

Der Fremde ging. Peter war hinter seinen Büchern seit längerer Zeit zum erstenmal wieder etwas zerspreut.

Nach acht Tagen machte Herr von Scharn in seinem Gesellschaftsanzug einen Besuch beim Professor. Er wurde auch Josepha vorgestellt.

Mit der sicheren Glätte geborener Adelliger führten beide eine längere und angeregte Unterhaltung, ohne aber den Professor beiseite zu lassen. Er fühlte sich diesen Leuten gegenüber als Bauer.

Josepha gab sich dem Baron gegenüber ganz als Dame der großen Welt. Der Baron kam wieder und häufig. Peter Weiß gewann ihn allmählich lieb, wenn er auch das große Miß-

trauen nur durch seine noch größere Gutmütigkeit überwinden konnte. Gar zu gern hätte er einmal wegen Josepha beim Baron angefragt. Aber dazu war er wieder zu ehrenhaft. Er wollte nicht ungeheißer in fremde Geheimnisse dringen.

So entwickelte sich ein freundschaftlicher Verkehr zwischen den dreien.

Der Baron kroch täglich mit Arbeitern, Stricken, Leitern und Laternen in den vergessenen, verwässerten und verschütteten Bergwerkstollen herum. Abends erstattete er beim Professor häufig Bericht über seine Forschungsergebnisse. Er glaubte, mit den Mitteln der heutigen Technik ließe sich der Betrieb mit Gewinn wieder erneuern.

Zuweilen erzählte der Baron abgebrochen auch aus seiner Vergangenheit. Ursprünglich war er preußischer Husarenleutnant gewesen. Aber sein unruhiges Blut ließ ihn nicht lange im Friedensdienst. Er reiste um die Welt. Wo gerade Krieg oder Staatsumwälzung war, da blieb er hängen wie ein Handwerksbursche an den Kirchweihen. Er kämpfte für Aristokraten und Demokraten, wie man ihn gerade brauchen konnte.

Natürlich hatte er auch den Burenkrieg mitgemacht, und zwar auf Seiten der Engländer; die Buren konnte er nicht leiden. Im Russisch-japanischen Krieg socht er aus Haß gegen die Gelben bei den Russen. Nur der Balkankrieg war ihm leider entschlüpft. Er wollte gar zu gern auch die Türken genauer kennen lernen.

Allein er hatte in Budapest bei einem Wettrennen kurz vorher beide Beine und ein Schulterblatt gebrochen. Das war ein großes Pech gewesen!

Der Baron kannte die politischen und militärischen Verhältnisse der Weltmächte bis auf den Grund.

Auch Josepha war weit gereist. Auch sie kannte wenigstens Europa, wenn auch nicht gerade die Dragonerkasernen, Kennplätze und Schlachtfelder.

Peter hörte den beiden weltgewandten Menschen gerne zu. Ihm war das alles eine neue und fremde Welt. Hatten sich doch seine Reisen fast nur zwischen der Schule und seinem Heimatort vollzogen. Josepha und der Baron! Was sollte noch daraus werden? So viel Menschenkenntnis besaß auch Peter Weiß, um zu bemerken, daß sie sich nicht gleichgültig blieben. Doch er wußte: Es kann nicht sein. Das verhängnisvolle Wort vom andern wird auch den Baron abweisen. Immerhin brauchte Peter viel Entschlossenheit, um bei solchen Gedanken den Erasmus fertigzumachen. Aber es gelang. In wenigen Wochen konnte das große Werk abgeschlossen werden.

Da brachte der Draht die entsetzliche Nachricht von der Ermordung des österreichischen Thronfolgerpaares in Serajewo. Andern Tags kam der Baron, und zwar zu Pferd.

„Herr Professor, sind Sie einst Soldat gewesen?“

„Nein.“

„Dann müssen Sie's werden. Denn es gibt Krieg. Ich ziehe mit und habe mir schon mein Pferd gekauft. Ein Prachtthier. Hurra! Es gibt Krieg mit Rußland, England und Frankreich, dann auch noch mit Italien. Auf unserer Seite steht Oesterreich und die Türkei. Wir werden in Belgien einmarschieren. Gott sei Dank, daß diesmal meine Knochen vollzählig zur Stelle sind.“

„Krieg?“ Josepha flammte. Der Professor nahm die lange Pfeife ängstlich aus dem Munde. „Es ist nicht möglich. Gott behüte uns vor dem Völkerkampf!“

„Ach was, es gibt auf Erden nichts Erhabeneres als ein Schlachtfeld. Habe schon manches gesehen; also kenne ich den Zauber. Hurra! Hurra! Ins Feld! Ins Feld! Wie wird sich mein alter Säbel freuen, daß er nochmals an die Sonne kommt.“

„Aber es hat doch gar nicht den Anschein . . . noch ist zu erwarten . . . es ist zu hoffen.“

„Nichts ist zu erwarten als Krieg. Und nichts zu erhoffen als Sieg über diese Lumpenbande. Ich finde mich in der Welt gut zurecht. Ich kenne die Politik dieser Gaunervölker so genau wie meine Flinte. Wenn man drückt, so geht sie los. Und sie ist geladen. Lassen Sie sich nicht durch Zeitungsgehwäch betriegen! Es ist genau so, wie ich sage. In vier Wochen wird mobil gemacht. Freuen Sie sich doch! Deutschland geht ja einer ungeahnt großen Zukunft entgegen. Was liegt denn dran, wenn wir dabei das Leben lassen? Das Leben? Ist keine Hafelnuß wert.“

Weg war er. Josepha sah ihm heimlich durchs Fenster nach, wie er das Tal hinabritt.

Der Professor begab sich ruhig wieder an den Schreibtisch und setzte die Feder an, um das Schlusskapitel seines Lebenswerkes zu schreiben. Bald war's druckfertig. Aber er schickte es nicht fort, sondern schloß es im Schreibtisch fest ein. Wer konnte, sollte, durfte jetzt ein Werk über Erasmus drucken und lesen?

Aber Peter Weiß wußte, was er zu tun hatte, wenn es Krieg gab. Schande, Pech und Schwefel über ihn, hätte er anders gehandelt, als seine Pflicht war!

Drittes Kapitel.

(Der Baron tritt auf mit einem Testament und geht ab mit einem Korb. Der Professor sitzt zur Weicht und gewinnt dabei eine Braut.)

Der Kaiser rief das deutsche Volk zum großen Kampfe. Am Rathhaus stand's angeschlagen. Schon wurde der Landturm aufgeboten. Die sehnigen Gestalten der Bauern rückten ab, ihre

Reisebündel in den sonnenverbrannten Händen tragend.

Mit ernstem Gesicht kam der Baron in feldgrauer Uniform angeritten.

„Gott sei Lob und Dank! Der Kaiser hat mich eingestellt. Rittmeister! Gut so. Aber, Herr Professor, kann ich nun Fräulein Josepha sprechen?“

„Sie ist oben in ihrem Zimmer. Soll ich sie rufen?“

Der Rittmeister ging ohne ein Wort langsam und ernst hinauf und klopfte an.

Josepha stand bleich im Zimmer.

„Gnädigste Frau, ich habe Ihnen etwas zu sagen, ehe ich in den Krieg ziehe.“

Bei der Anrede war Josepha heftig zusammengezuckt. Angstvoll starrte sie den Baron an.

„Gnädigste Frau, ich komme, um Ihnen endlich eine Nachricht zu bringen, die mir schon lange auf dem Herzen brannte: Alfred ist tot. Er ist in meinen Armen verschieden.“

Josepha senkte sich lautlos auf einen Stuhl nieder.

„Es war in Afrika. Wir beide standen bei einem englischen Artillerieregiment, Alfred als Major, ich als Hauptmann und Ingenieuroffizier. Alfred fiel durch Meuchelmord von der Hand eines indischen Händlers im Augenblick, als er mit seinem Regiment eine glänzende und heldenhafte Unternehmung gegen die Buren vollenden wollte. Er hätte das lieblichste Los verdient, das einen Mann treffen kann, den Soldatentod. Denn er war ein tapferer Mann. Ich glaube auch, er suchte den Tod.“

Gnädigste Frau, ich weiß alles. Alfred hat hundertmal von Ihnen gesprochen. Er hat mir oft das Bildchen gezeigt, das eine Nachbildung jenes kleinen Delporträts sein muß, das hier am Fenster hängt. Ich erkannte Sie sofort wieder.

Es war in einer wundervollen südlichen Mondnacht, kurz vor Alfreds Ermordung. Wir lagen vor meinem Zelt auf der Erde und sangen deutsche Soldatenlieder, zuletzt das alte ‚Morgenrot, Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod.‘ Da wurde Alfred plötzlich sehr traurig. Er ergriff meine Hand und sagte: Robert, ich fühle wohl, mich umschleicht der Tod. Ich spüre den kalten Hauch. Ach, ich sterbe schwer. Ich hätte mein Weib noch einmal sehen sollen. Aber wie konnte ich ihr unter die Augen treten, ich elender Schuft? Ich glaube ja, sie würde mir verzeihen, denn sie ist voll Güte und die Religion der Liebe ist ihr Herzenssache. Aber ich selbst, ich kann mir nicht verzeihen. Ich bin der Vergebung dieses Weibes nicht wert. Ich bin nicht stark genug, Verzeihung zu ertragen. Ja, wenn sie wäre wie andere Weiber! Wenn sie mir eine Revolverkugel ins Hirn jagen wollte! Mit tausend

Wonne würde ich dann sterben. Robert! Ich habe an dich eine letzte Bitte. Von allen Menschen, die ich auf Erden kenne, bist du allein Josephas wert."

Josephha wehrte ab.

"Verzeihen Sie, gnädige Frau! Ich halte nur das Wort, das ich Ihrem Gemahl gab. Ich sage nur, was er mir auftrug, zu sagen. Alfred fuhr fort: Wenn ich tot bin, so bitte ich dich: Verlasse den verfluchten Dienst bei den Engländern, geh nach Europa zurück und suche Josephha auf. Du wirst sie schon finden. Dann wirb um ihre Hand, wenn du sie lieben kannst. Ach, wer sollte sie nicht lieben? Und wenn ihr im reinen seid, so redet freundlich und nachsichtig von mir unglücklichem Manne. Ich weiß, du wirst mich bei ihr verteidigen, du wirst ihr sagen, wie schwer ich mein Verschulden gebüßt habe. Josephha! Hier bin ich. Josephha! Ich liebe dich!"

Diese Wendung war kurz. Josephha rang nach Luft.

"Josephha!" Der Rittmeister kniete nieder und bedeckte ihre Hand mit Küßen. Dann stand er auf, faßte Josephha in die Arme und hob sie empor. Er mußte sie tragen. Sie wehrte nicht ab, als er sie eng umschloß und ihr Antlitz mit Küßen bedeckte. Aber sie erwiderte die Küße nicht.

"Josephha! Liebst du mich nicht?"

"Ich liebe dich."

"Warum küssest du mich nicht?"

"Ich darf nicht."

"Weshalb? Es steht keiner mehr zwischen uns."

"Doch! Einer steht zwischen uns."

"Wer? Wo ist er? Er muß sterben. Wer ist's? Ich fange sofort Händel mit ihm an und knalle ihn über den Haufen."

Da drückte sich Josephha los. Die starke Kraft des Mannes war nicht mehr in stande, dies Weib zu halten.

"Was Sie mir da eben sagten, genügt. So seid Ihr. Und ich habe genug von Euch. Ihr habt mir mein Leben beschmutzt und vergiftet. Ihr habt mich ins Gefängnis gebracht und mir die Menschenwürde genommen. Ich will von Eurer Sorte nichts mehr wissen. Ich habe Euch satt bis an den Hals. Ich will im Frieden leben und bleiben, den ich bei dem stillen Ehrenmann drunten gefunden habe."

"Auten? Da, bei dem Schulmeister?"

"Ja."

"Da soll doch das Donnerwetter . . . Nun ja, ein ehrlicher Kerl ist er, aber doch nur ein alter verunglückter Schulmeister. Josephha! Bist du denn mit dem Schweinsleder am Ende gar verlobt? Hast du mir nicht soeben selbst gestanden, daß du mich liebst?"

Er wollte sich ihr leidenschaftlich nähern.

Aber sie wich zurück, der Türe zu. Der Rittmeister blieb stehen.

"Herr Baron, ich bitte Sie, verlassen Sie mich!"

Also abgeblitzt um einer langen Tabakpfeife willen? Donnerwetter, das hätte ich mir nicht träumen lassen, daß mich ein solcher Nebenbuhler aus dem Feld schlagen könnte. Josephha!"

Der Mann flehte wie ein Kind.

"Verlassen Sie mich! Gott geleite Sie."

"Das heißt: Machen Sie, daß Sie fort kommen! So wirft man einen Weinreisenden hinaus."

Josephha kam auf ihn zu.

"Nicht so, lieber Baron! Gott führe Sie zu Ruhm und Ehre, zu Sieg und Frieden. Geben Sie mir Ihre Hand."

Das geschah. Aber plötzlich stürzte der schöne Mann weinend auf die Knie.

"Josephha, segnen Sie mich wenigstens zum



Sie legte ihm die Hände auf das lockige Haupt.

heiligen Kampfe, segnen Sie mich! Das werden Sie mir nicht verjagen."

Sie legte ihm still die Hände auf das lockige Haupt.

Gott geleite und schütze Sie! Gott schütze unser liebes Vaterland!"

Der Rittmeister blieb lange, lange auf den Knien. Dann küßte er lange, lange beide Hände der schönen Frau. Stumm erhob er sich. Den Blick fest auf Josephha gerichtet, schritt er zur Türe hinaus.

Unten trat er nochmals beim Professor ein.

„Na, alter Herr, was tun Sie?“

„Ich gehe mit in den Krieg.“

„Sie? Sie waren doch nicht Soldat?“

„Leider nicht. Ich zog mir als Student bei der Mensur einen Schmiß auf der Stirne zu. Deshalb sollte ich keinen Helm tragen können und wurde frei. Zu meiner Zeit ist das möglich gewesen. Ich will jetzt auch gar nicht als Soldat ins Feld. Ich paßte zu diesem Handwerk vielleicht so schlecht wie zur Schulmeisterei. Aber ich bin trotz meiner Jahre stark und gesund wie ein Eichbaum. Ich gehe als Freiwilliger zur Kriegsarbeitertruppe. Ich arbeite ja für zwei. Jeder muß dem Vaterland nützlich sein, so gut als er kann.“

„Allen Respekt! Allen Respekt!“

Das sagte der Offizier in ehrlicher Bewunderung. „Na, vielleicht sehen wir uns im Feld! Leben Sie wohl. Gott strafe England! Die Bande ist an allem schuld!“

Als unten die Tür ging und der Rittmeister aus dem Haus trat, sich auf das Pferd schwang und langsam davonritt, stand oben Josepha am Fenster und schaute ihm lange nach. Ach, es war doch nicht ganz so, daß sie alle diese glänzenden Männer ihrer Gesellschaftsklasse verabseute. Einen hatte sie immer geliebt, trotz seiner Charakterschwäche. Aber der war jetzt tot.

Und noch einen liebte sie, aber der zog jetzt in den Krieg. Und selbst wenn er wiederkam?

Drunten dem stillen Mann, dem gehörte in ihrem Herzen alles, was Frieden hieß und Frieden ersehnte.

Sie stieg hinab zum Professor. Dieser hatte schon wieder die lange Pfeife in Brand gesetzt und glättete mit Glaspapier einen starken Schaufelstiel, den er sich unlängst aus Eschenholz von seinem Wald geschneit hatte.

„Herr Professor, wenn ich Sie jetzt im Stiche lassen würde und ginge in den Krieg, was würden Sie von mir denken?“

„Daß Sie das einzige tun, das Ihrer würdig ist. Aber was wollen Sie im Krieg?“

„Sie fragen seltsam. Verwundete pflegen. Und wenn sie mich dazu nicht nehmen wollen, so gibt's in den Lazaretten auch Waschzuber und Spültröge. Aber wer wird für Sie sorgen?“

„Der Professor Weiß hat mir's versprochen, für mich zu sorgen. Ich gehe auch in den Krieg.“

„Sie? Was wollen Sie im Krieg?“

„Sie fragen seltsam. Schanzen aufwerfen, Straßen ausbessern, Bäume umhauen und dergleichen. Ich trete ein in die Schaufelgarde Seiner Majestät. Sehen Sie mal meine Fäuste an!“

Nun, die hatte sie schon oft gesehen und bestaunt. Sie waren gut geraten.

„Fräulein Josepha! Ich muß noch über Ihre Zukunft mit Ihnen reden. Verzeihen Sie, wenn ich jetzt zum ersten Male an Ihre persönlichen Verhältnisse rühre. Es geschieht wirklich in der ehrlichsten Absicht, für Sie zu sorgen. Ist Ihr Herr Gemahl in der Lage, Ihre Zukunft sicherzustellen, wenn ich etwa nicht zurückkehren sollte?“

„Nein. Er ist tot. Eben hat mir's der Baron mitgeteilt.“

Ihre Stimme klang fest. Die blauen großen Augen waren nur wenig verschleiert.

Einen Augenblick drohte dem Professor der Abgrund vor der Undersberger Kanzel wieder herauf. Er erbleichte. Aber die große Stunde trieb ihn rasch das Blut in das Gehirn zurück.

„Josepha!“ Peter Weiß schrie auf. Dann leise: „Sie sind frei? Ich weiß, wie unzart ich jetzt handle. Aber die Zeit drängt. Darf ich Sie daran erinnern, wie Sie einst, da ich Sie um Ihre Hand bat, nur diesen einen Weigerungsgrund angab: Der andere lebt noch!“

„Halten Sie ein! Ich habe noch einen weiteren Grund der Weigerung. Und den wird keines Menschen Tod wegräumen. Sezen wir uns!“

„Hören Sie, was ich Ihnen aus meinem Leben zu berichten habe. Nein, zu beichten. Sie sind der erste Mann, der aus meinem Mund das Schreckliche erfährt.“

Ich bin geboren und aufgewachsen in Rom. Mein Vater, Professor Freiherr von Hertenstein, lebte dort als Privatmann und gelehrter Archäolog. Wir waren reich und ich das einzige Kind. In Neapel lernte ich meinen Mann kennen; er war früher dänischer Offizier und vom ältesten Adel; seine Mutter eine russische Gräfin. Als ich ein Jahr verheiratet war, starb mein Vater. Meine arme Mutter hatte ich nie kennen gelernt. Sie wurde kurz nach meiner Geburt schwermütig und verblödete in einer Anstalt.

Ich zog mit meinem Mann nach Kopenhagen. Wir bekamen keine Kinder. Mein Mann zeigte sich darüber seltsam aufgeregt, und ich wußte, daß er Briefe von seiner Mutter erhielt, die ihn gegen mich verhetzten, eben weil ich kinderlos blieb. Ich fühlte mich sehr unglücklich. Außerdem machte ich die Wahrnehmung, daß mein Mann hinter meinem Rücken ausschweifend lebte. Er knüpfte Verhältnisse an, sogar mit meinen Zosen, mit unseren Dienstmädchen. Ja, ich mußte es mir gefallen lassen, daß meine Schwiegermutter mich damit verhöhnzte.

Ich hätte Grund gehabt, mich scheiden zu lassen. Allein ich schämte mich vor der Dessenlichkeit. Auch muß ich gestehen, daß ich den untreuen Mann dennoch liebte und mit ihm Mitleid hatte. Ich hoffte bestimmt, er werde sich noch bessern, denn er war von Haus aus

gutmütig und leutsam. Wenn er nur dem Einfluß der fürchterlichen Russin entzogen würde! Ich machte den Vorschlag, nach Deutschland überzusiedeln. Bei dieser Gelegenheit erkundigte ich mich auch beim Bankier nach meinem Vermögen. Es war zum größten Teil aufgebraucht. Die Russin hatte mitgeholfen. Sie lebte in Warschau auf großem Fuß, stand übrigens in schlechtem Ruf. Ein verarmter polnischer Fürst, ihr Geliebter, verbrauchte große Summen — von meinem Geld.

Ich bat meinen Mann um Aufklärung und brachte endlich heraus, daß er als Majorats-herr von einer Familienstiftung eine bedeutende Rente bezog. Aber daran war die Bedingung geknüpft, daß er nach mindestens fünf Jahren der Ehe Kinder haben oder sich scheiden lassen mußte, sonst fiel die Rente dem nächstfolgenden Agnaten des Hauses zu. Das war eine furchtbare Entdeckung. Wir gingen also rettungslos der Armut entgegen. Mein schwacher Mann gestand mir ferner, daß seine Mutter ihn dränge, sich von mir scheiden zu lassen; ja, daß sie ihn bestürmte, durch eheliche Untreue mir einen Scheidungsgrund zu geben.

Der arme Mann offenbarte mir alles dies unter heißen Tränen und unter aufrichtigen Versicherungungen seiner Liebe.

Ich machte ihm den Vorschlag, auf die Rente zu verzichten, zu arbeiten, zu sparen und uns redlich durchzuschlagen. Aber was sollte dieser Mann arbeiten? Das war ihm ein ganz fremder Begriff. So wollte ich es für ihn tun. Ich hatte ja viel gelernt. Ich wäre in einer Dachstube glücklich gewesen, hätte ich nur meinen Mann wieder gehabt.

Um zu sparen, zogen wir auf ein leerstehendes bescheidenes Schloßchen in Polen, welches der Schwiegermutter gehörte. Dort besprachen wir in aller Ruhe unsere Lage. Mein Mann zeigte sich weich und gut gegen mich. Ich faßte wieder Hoffnung, wir könnten unser Leben neu aufbauen. Leider kam aber auch die Schwiegermutter zu uns. Und rasch spürte ich bei meinem Mann den gefährlichen Einfluß dieses entsetzlichen Weibes. Ich fürchtete mich vor ihr wie vor einem Geist aus der Hölle. Sie hatte Augen wie ein Geier. Bald ließ mich mein Mann viel allein. Wenn wir beisammen waren, zeigte er sich scheu und verlegen. Plötzlich bekam er ein Telegramm aus Kopenhagen des Inhalts, er müsse sofort zu einer längeren militärischen Übung einrücken. Ich war mit der Russin allein.

Eines Tages kam sie zu mir. Sie brachte ein neugeborenes Kind mit. Es sei aus dem Gutsdorf, unehelicher Herkunft, die Mutter bei der Geburt gestorben. Als Gutmutterin müsse ich es einstweilen aufnehmen. Sie habe es schon öfters so gehalten.

Ich tat es. Das Kind blieb im Schloß. Ich mußte es sogar neben meinem Schlafzimmer haben. Nun, die kleine Zerstreuung tat mir bald wohl. Ich gewann das fremde Kind lieb; ich nahm es sogar in mein Schlafzimmer. Oft fuhr ich auch mit Wärterin und Kind aus. Es fiel mir jedoch bald auf, daß alle Leute dieses uneheliche Ding mit einer Ehrfurcht behandelten, als ob es ein junger Gutsherr sei. Doch dieses Paß legt sich ja vor jedem in den Staub, der mit der Herrschaft irgendwie zusammenhängt. Im übrigen redete ich nie über diese Sache, zumal da ich nicht polnisch verstand.

Als der Winter kam, bewog mich meine Schwiegermutter, nach Südrußland zu ziehen, auf das Gut ihres in Paris lebenden Bruders. Das Kind mußte mitreisen. Mein Mann kam immer noch nicht. Er hatte Geschäfte. Geschäfte!

Eines Tages meldete sich bei mir ein Herr aus Warschau. Ein Rechtsanwalt. Und jetzt kam die furchtbarste Stunde meines Lebens. Der Rechtsanwalt erklärte mir in harten düren Worten, die Verwandten meines Mannes, die natürlich ihre Berechnungen auf die ansehnliche Familienstiftung setzten, hätten die einwandfreie Gewißheit, daß mein Kind untergeschoben sei.

„Mein Kind? Ich habe kein Kind.“

„Hier liegt es ja.“

„Es ist nicht mein Kind. Ich habe es nie dafür erklärt.“

„Aha, ich verstehe. Aber wer hat denn die Erklärung vor der Behörde abgegeben?“

„Die gnädige Frau Baronin.“

„Ich verstehe noch besser. Verehrteste gnädige Frau! Wenn Sie bei der Familie den Betrug eingestehen . . .“

„Ich habe keinen Betrug begangen.“

Ich will kurz sein. Mein Mann kam nicht wieder, obwohl ich ihn darum bestürmte. Er war spurlos verschwunden, und seine Mutter schob mir alle Schuld zu. Es kam zur Gerichtsverhandlung und ich wurde wegen Betrugs und Kindesunterschlebung zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt. Alle Zeugen, voran meine Schwiegermutter, hatten falsch geschworen. Ich mußte ein Jahr im Gefängnis sitzen. Dann wurde ich begnadigt. Das ist Rußland.“

Josepha hatte geendigt. Dem Professor standen die hellen Tränen in den Augen.

„Josepha! Arme, arme Josepha!“ Er ergriff ihre Hand und ließ bittere Tränen darauf fallen.

„Wollen Sie jetzt meine Hand noch haben? Sie hat im Gefängnis Tüten geklebt.“

„Diese Hand ist rein. Josepha! Sie sind frei. Das allein bleibt wichtig. Josepha! Willst du jetzt mein Weib werden, wenn ich wiederkomme?“

„Ja.“

* * *

Wenige Tage darauf zog der Professor mit einem Haufen junger und alter Bauern des ungedienten Landsturms ab. Auf der mächtigen Schulter trug er eine Schaufel von ungeheurer Größe. Er hatte sie selbst geschmiedet. Denn eine solche Schaufel gab es nicht auf Erden, wie sie der Professor mit in den Krieg nehmen wollte.

Viertes Kapitel. Schluß.

(Eine Schaufel wird zur Waffe, ein Schulmeister zum Helden, eine Braut zur Frau eines andern.)

Hoch oben in den Vogesen. Die Kanonen donnern, die Granaten krachen. Eine Batterie fährt langsam den steilen, schlechten Waldweg herauf; weit voran reitet der Hauptmann, ein schöner, stattlicher Mann, prächtig gebräunt. Wir kennen ihn auf den ersten Blick wieder. Es ist kein anderer als unser Baron. Er hatte als Dragoner keine ihm zusagende Verwendung gefunden und sich daher zur Artillerie versetzen lassen, denn er verstand alle Zweige des blutigen Handwerks.

Plötzlich riß der Hauptmann das Pferd herum und jagte zurück.

„Batterie halt! Die Franzosen haben eben die Brücke zusammengeschoffen. Arbeiter vorholen!“

Zwei junge Unteroffiziere saßen mit den andern ab und stiegen den Weg empor, um nachzusehen. Drüben donnerten die französischen Kanonen. Ob und zu zischte eine Granate über die Batterie weg in den Wald. Es waren häufig Blindgänger. Die zwei jungen Leute machten sich nichts daraus.

„Weißt du auch das Neueste vom Peter?“

„Von welchem Peter?“

„Mensch! Bist du dämlich? Es gibt in der Welt nur einen Peter. Unsern Peter Weiß meine ich.“

„Ach so! Und was ist mit dem?“

„Er ist unter die Schipper gegangen.“

„Unter die Schiffer?“

„Jetzt bist du gar bößig! Unter die Schiffer! Er hat sich eine Riesenschaufel geschmiedet; damit wirft er jedesmal, wenn er in die Erde sticht, einen ganzen Berg auf. Er muß übrigens in der Nähe sein. Der Franz Müller hat ihn gestern gesehen. Er soll anschauen wie ein ausgewachsener Kindlefresser.“

„Das wär' ein Hallo, wenn wir den Alten einmal träfen. Aber ein Kerl ist's doch.“

Ein Zug Arbeiter rückte an mit Schaufeln und Pickeln. „Schip, Schipp hurra!“ tönte es freudig aus der Batterie. Die Arbeiter lachten.

Voran ging dem Zuge in langen Schritten ein Riesenmann mit wildem, stacheligem schwarzen Bart, auf dem Kopf einen Hut, der überhaupt nicht zu beschreiben ist. Neben dem Riesen aber täppelte, immer mit drei Schrit-

ten jeden Riesenschritt des Nachbarn ausgleichend, ein rothaariger kleiner Bursche von siebzehn Jahren, aber mit dem fröhlichsten Kinder Gesicht, aus dem ein Paar himmelblaue junge Augen leuchteten. Es war ein Bild, als ob der Rübzahl aus dem schlesischen Riesengebirge mit seinem kleinen Knappen hierher versetzt wäre.

Der Kleine wendete kein Auge von dem Riesen. Sein Gesicht strahlte verklärt, weil er mit dem Langen doch mittam.

„Was ist das für ein Kerl?“ fragte der eine junge Unteroffizier den andern fast erschrocken.

„Sie, junger Mann, ist die Brücke noch weit weg?“ fragte der Wilde.

Der Unteroffizier starrte in den schwarzen Bart des Mannes. Das war ja der Peter! Nur an der Stimme konnte man ihn erkennen.

„Herr Professor!“

„Nichts Professor! Hier wird geschippt, nicht geproffort! Wer sind Sie denn, daß Sie mich kennen?“

„Ich heiße ja Friedrich Merkle und war Ihr Schüler. Und der da ist Albert Kranz. Kennen Sie uns nicht mehr?“

„Ach ja, jetzt allerdings. Ein andermal mehr! Wo ist die Brücke? Dort! Auf, Peterle, und vorwärts!“

Peterle hieß der kleine Feuerbrand. Er hatte sich von Anfang an den großen Namensvetter angeschlossen. Dieser Bauernbursch ersühlte die Herzensgüte des großen Peter deutlicher als weiland die lateinischen Schlingel. Dafür aber schloß ihn der Professor auch ganz besonders ins Gemüt. Er behandelte ihn wie einen Sohn.

Doben an der tiefen Schlucht lagen die Steine der Brücke weit auseinandergeprengt. Es mußte eine Notbrücke aus Baumstämmen so schnell wie möglich hergestellt werden.

„Alle Mann vor an die Brücke!“

Die Kanoniere eilten zur Mitarbeit den Berg hinan.

Doben ging's nun los. Baumstämme wurden gefällt, gereinigt, zersägt und herabgeschleppt. Der Rübzahl hatte den ersten Stamm frei. Er lud das vordere Ende ächzend auf die Schulter.

„Peterle, nun hilf hinten nach, daß wir ihn runterbringen!“

Eine Granate pläzte keine zwanzig Schritte davon.

„Herr Professor, sie schießen nach uns.“

„Das hör' ich schon. Nur weiter! So ist's recht. Noch einmal! So, Peterle! Wenn ihr wieder Kirchweih habt, kauf' ich dir einen Lebkuchen. Du bist ein Hauptkerl. Du wirft noch Schippergeneral. Noch einmal, hopp! Noch einmal, hopp! Noch einmal, hopp!“

Da rollte der Stamm schon auf den Weg. Eine zweite Granate schlug krachend ein, diesmal auf der andern Seite.

„Wo ist der Feldwebellieutenant von den Pionieren?“

Die Stimme kam dem Professor trotz der Entfernung bekannt vor. Aber er hatte keine Zeit zum Hören.

„Er ist weiter unten, Herr Hauptmann.“

„Wer kommandiert oben an der Brücke die Arbeiter?“

„Ein Professor, Herr Hauptmann.“

„Was für ein Professor? Ein Offizier also?“

„Nein, Herr Hauptmann, er ist freiwilliger Armierungsmann.“

„Den muß ich sehen.“

Der Hauptmann galoppierte hinauf. „Alle Heiligen! Er ist's wirklich!“

„Professor! Professor!“

„Ah, Sie sind's, Herr Baron? Guten Morgen. Nachher mehr. Jetzt hab' ich keine Zeit. He, ihr Leute, stützt den Baum, daß er nicht beim Fallen einen totschlägt. So! Und jetzt los und weg! Vorwärts, dreingehauen!“

Der Rittmeister staunte. Wie dieser Mann kommandieren konnte!

Der Riese nahm einen zweiten Stamm vorn auf die Schulter und schleifte ihn herab, unterstützt von dem Kleinen. Da der Stamm leichter war, schleppte er ihn gleich dem richtigen Platz zu.

„Zum Ruckuck!“ rief er plötzlich, schaute auf den Boden und blieb stehen. „Sogar hier oben finde ich das Lumpenzug, das mich in meinem Garten so oft geärgert hat.“

Mit diesen Worten zertrat er eine Maulwurfsgrille, die eilig über den Weg huschen wollte.

Im gleichen Augenblick zischte eine Granate kurz vor der Gruppe vorbei und bohrte sich, ohne zu krachen, in die Erde.

„Das hat dir gegolten, Peterle. Wären wir nicht stehen geblieben, so hätte sie dich getroffen. Danke Gott dafür!“

Der Kleine nahm den Hut ab, faltete gehorsam die Hände und betete. Der Professor fuhr ihm lieblosend über den roten Kopf und Peterle schaute mitten im Gebet selig zu seinem Meister empor.

„Herr Professor, hier wird's gefährlich, die Franzosen haben uns entdeckt,“ rief der Hauptmann.

„Wir sie also auch. Gleicht sich aus. Vorwärts, ihr Leute, es muß schnell gehen. Die Batterie muß hinüber.“

„Du,“ sagte hinten der eine junge Unteroffizier, „ich schäme mich tief bis in den Bauch hinein.“

„Warum?“

„Weil wir Lausbuben den alten Peter in seiner Schule so niederträchtig behandelt haben.“

„Ich schäme mich schon lange.“

„Ich Nabenaas aber ganz besonders. Denke

dir nur, es hat mir einmal ein Unbekannter dreihundert Mark geschickt, als ich halb verhungert in der Klemme steckte und das Studium aufgeben wollte. Ich bin fest überzeugt, das kam vom Peter. Und ich war in der Klasse einer der satanischsten Bengel.“

Droben ging der Bau der Brücke trotz Granatfeuer rasch vorwärts. Aber schon vier Mann wurden als Verwundete zurückgetragen, einer lag oben tot.

Der Hauptmann leitete jetzt selbst die Arbeiten. Er stand etwas abseits. Da kam der Professor auf ihn zu; er wischte sich den Schweiß von der Stirne und sprach: „Herr Baron, auf ein Wort. Wenn ich fallen sollte, so bitte ich Sie um zweierlei: Erstens, daß Sie nach gewonnenem Sieg und Frieden dazu mithelfen, daß mein Werk über Erasmus gedruckt wird. Es liegt fertig im Schreibtisch.“

„Gewiß, mein Wort darauf. Wird gemacht.“

„Und zweitens, daß Sie sich . . . meiner Braut annehmen . . .“

„Ihrer Braut? Sind Sie denn verlobt?“

„Ja. Sie werden ahnen, mit wem.“

„Josepha?“ Des Hauptmanns Stimme zitterte.

„Josepha! Sie ist's.“

„Also doch!“

„Ich bin noch nicht fertig.“ Der Professor trat ganz nahe an den Hauptmann heran. „Wenn ich falle und wenn Sie glücklich wieder heimkommen, so . . .“

Der Hauptmann wartete auf die Fortsetzung des Satzes. Sie blieb lange aus.

„. . . so heiraten Sie meine Braut. Ich will es ganz kurz sagen, denn die Minuten sind kostbar. Sie ist zuerst unter die Schufte geraten. Das war das Falsche. Sie ist dann zu mir gekommen. Das war nicht ganz das Richtige, obwohl sie bei mir Frieden gefunden hat. Aber ich bin ein bauerlicher Mensch und alter Schulmeister und sie ist eine geborene und erzogene Aristokratin. Wenn sie zu Ihnen kommt, dann wird der irrende Pendel Ruhe erhalten.“

Der Hauptmann ergriff die Hand des Professors.

„Und wenn ich falle und Sie heimkommen?“

„Das wolle Gott nicht, daß Sie fallen.“

„Wenn's aber doch geschieht und Sie kehren zurück, so sagen Sie Josepha, daß ich sie geliebt habe bis zum letzten Atemzug, und daß das letzte Wort, das mein entfliehender Atem noch hauchen konnte, hieß: Josepha!“

„So ist's recht. Sie werden sie glücklich machen. Ach, was hat dieser Engel erduldet!“

Der Hauptmann umfaßte den Riesen, und die Männer küßten sich herzlich.

„Und mich alten Menschen halten Sie in gutem Andenken! Ich habe es treu gemeint mit Euch beiden.“

„Lebe wohl, mein Bruder. Gott soll entscheiden zwischen mir und dir.“

Mit diesen Worten ging der Hauptmann langsam vom Professor weg. Auch in seinen Augen glänzten männliche Tränen.

Der Alte und sein Peterle arbeiteten mit den anderen weiter, schweißgebadet. Aber das Auge des Professors glänzte, so daß Peterle nur scheu zu ihm aufschauen konnte.

Der Hauptmann musterte die Batterie, die gut gedeckt in einem tiefen, felsigen Hohlweg stand. Granaten konnten ihr nichts anhaben. Doch befürchtete man Schrapnellfeuer.

Nun, das waren sie reichlich gewohnt. Plötzlich oben an der zerstörten Brücke ein furchtbares Krachen, dann Geschrei. Der Hauptmann eilte hinauf. Schon von weitem sah er, daß der Professor blutend am Boden lag.

„Schafft ihn weg! Herunter zur Batterie. Sofort!“

Die Gerätschaften für Verwundete standen schon längst bereit. Der Hauptmann half den Professor auf die Bahre legen. Der Freund war durch einen großen Granatsplitter in den Unterleib getötet worden.

„Er ist tot,“ sagte der Hauptmann traurig.

„Tot?“ schrie eine jugendliche Stimme auf. „Er ist tot? Herr Professor, sind Sie wirklich tot? Reden Sie doch nur ein Wort, damit ich sehe, daß Sie nicht tot sind.“ Und der arme Junge weinte einen Tränenstrom auf den Toten nieder.

Der Hauptmann streichelte ihn sanft. „Es ist Gottes Wille so. Weine nicht, mein Sohn, sondern geleite deinen Freund hinab! Ich würde es gerne selbst tun, aber ich vermag es nicht.“

Händeringend, mit schlotternden, gebogenen Knien, weinend und klagend wandte der arme Peterle neben der Bahre her.

„Ach Gott, Herr Professor! Ach du lieber Gott! Warum sind Sie nicht aus dem Loch weggegangen? Ich hab's gleich gesagt, daß es ein Unglück gibt.“

Desters ballte er die Faust nach den Franzosen hin. Dann setzte er seine Klagen wieder

fort und wollte immer und immer von neuem mit dem Professor reden. Aber der gab keine Antwort, und das rief stets stärkere Schmerzensausbrüche des treuen Jungen hervor. Nach lange hörte man, wenn der gewundene Weg wieder herwärts bog, den Jammer Peterles durch den herbstlichen Wald schallen.

Auch die beiden jungen Unteroffiziere hatten den Leichenzug und den lauten Jammer des Burschen gesehen und gehört. Sie schauten sich traurig an. Dieser kleine Kerl hatte den Wert des Ehrenmannes erkannt und ihm treu gedient.

Sie nicht. Sie hatten den Trefflichen und Gütigen roh mißhandelt. . . .

Noch am selben Abend lag auch der Hauptmann auf der Bahre. Aber er lebte. Doch sein rechtes Bein war zerschmettert. Rein zermahlen, fürchterlich.

Für ihn schien der Krieg voraussichtlich vorüber zu sein.

Im Lazarett weit hinter der Front traf er nach einiger Zeit mit Josepha zusammen. Er hatte sie herbeigerufen. Sie pflegte ihn. Sie begleitete ihn später auch nach Baden-Baden.

Wenn sie seinen Fahrstuhl durch den Kurgarten schob, blieb alles

stehen und schaute den zwei schönen Menschen nach.

Sie sprachen am liebsten von dem Professor. Immer wieder neue Züge seiner Güte, seiner Ehrlichkeit, Bescheidenheit, Bedürfnislosigkeit, Hilfsbereitschaft wußten sie aus der Erinnerung hervorzuholen.

Von dem, was der liebe Tote dem Baron aufgetragen hatte, redete er einstweilen kein Wort.

Der erfahrene Menschenkenner wußte wohl, daß der Schmerz einer edlen Seele Zeit braucht, um zu vernarben. Der Baron wollte warten. Er konnte auch ruhig warten. Durfte er doch dessen gewiß sein, daß sich zwischen Josepha und ihn kein Mann mehr drängen werde.

Aber wenn die Friedens- und Siegesglocken läuten würden, dann wollte er Josepha tief in die Augen schauen, bis in die Seele hinab, und



„Er ist tot,“ sagte der Hauptmann traurig.

sagen: „Du bist jetzt mein! Der Mann, den du so sehr geliebt, hat dich mir anvertraut. Das war sein Testament.

Die Stunde wird kommen.

Und das Bild des Professors wird Lorbeerbekränzt nicht nur an der Wand hängen, sondern in zwei treuen Herzen wohnen.

Eine wahre Geschichte vom Marschall Hindenburg.

Von W. K.

Ein früherer Wachtmeister hat dem Hinkenden folgendes vom Feldmarschall von Hindenburg erzählt:

Im Manöver war ich einmal dem damaligen Divisionskommandeur von Hindenburg zur Dienstleistung zugeteilt. Sogar während der großen Kritik befand ich mich in seiner Nähe, so daß ich hören konnte, was dabei gesprochen wurde.

Der höchste General des damaligen Manövers schien der Hindenburgschen Strategie nicht zuzustimmen. Er bekräftigte sie stark. Beim Militär ist man nun gewohnt, daß immer der Vorgesetzte der Geheitere sein, im Recht bleiben und das letzte Wort behalten muß. Wer zwei Sterne auf den Achselstücken trägt, hat unfehlbar auch zweimal so viel Verstand als der, welcher nur einen Stern hat. Das geht mathematisch genau von ganz unten bis ganz oben.

Beim Militär ist man auch gewohnt, daß jeder Untergebene diese Mathematik nach beiden Richtungen hin anerkennt und anwendet, d. h. daß er nach oben hin den Mund hält und nach unten hin den Mund aufmacht.

In jener Manöverkritik aber hörten wir zuhorchenden Unteroffiziere nicht ohne Staunen, wie der General von Hindenburg seinem Vorgesetzten energisch widersprach. Er wollte recht haben, der Hindenburg. Und so stark auch der „Höchste“ ihn zu belehren suchte, er habe nicht ganz richtig gehandelt, so stark bewies Hindenburg das Gegenteil.

Es ist dem großen Feldherrn ja auch mit seiner Kuffen- und Seenstrategie nicht anders gegangen. Er wurde früher angegriffen, ausgelacht, für einen schrulligen Alten erklärt und hat doch glänzend recht behalten in allem.

Damals konnte man so etwas noch nicht ahnen. Wir Unteroffiziere verstanden ja auch von der Sache selbst wenig. Wir begriffen nur das eine, daß dieser General ein sehr selbständiger Charakter sein müsse: ein Mann, der sich nichts gefallen läßt, der sich mannhaft seiner Haut wehrt, auch nach oben hin, mochte daraus werden was da wollte. Das gefiel uns an dem

Manne ungemein. Denn diese Tugend trifft man nicht überall an, auch nicht im Zivilverhältnis.

Kurz darauf wollten die hohen Herren, die ein wenig abgelesen waren, wieder zu Pferd steigen. Ich eilte meinem General zu; um so freundiger, weil ich ihn als aufrechten, unerschrockenen Ritter ohne Furcht und Tadel in mein Herz geschlossen hatte. Ich ergriff den Steigbügel des Pferdes und wollte dem schweren Mann in den Sattel helfen; dem nach oben hin so selbständigen Mann hätte ich gerne noch mehr getan, hätte ich nur gekonnt. Ich hätte ihn meinethalben auf einen Thron hinaufgelupft.

Allein ich kam mit meiner Liebenswürdigkeit an den Falschen.

Als Hindenburg zu seinem Gaul trat und meine liebenswürdigen Anstalten bemerkte, schaute er mich erstaunt und unwillig an: „Was wollen Sie? Scheren Sie sich weg! Ich brauche keine Hebamme.“

Das hat mich zwar betrübt, aber es hat mir auch imponiert. Er braucht keine Hebamme! Der Mann ist unabhängig, nicht nur nach oben, sondern auch nach unten. Er braucht niemand. Er ist ein Mann eigener Kraft, im großen und im kleinen.

Ich freue mich, so lange ich lebe, daß ich einfacher Unteroffizier diesen kleinen und doch so scharf bezeichnenden Charakterzug des großen Mannes wahrnehmen durfte.

Hierzu sagt der Hinkende: Dies Wort: „Ich brauche keine Hebamme!“ sollte als geflügeltes Wort Hindenburgs überall bekannt werden. Die Lebensbeschreiber des genialen Feldherrn sollten es in ihre Bücher aufnehmen, ja sie dürften es ihren Büchern als Leitfaden voranstellen.

Der Mann brauchte keine Hebamme, weil er keine wollte. Er schwang sich allein, aus eigener Kraft, in alle seine Sättel, ohne Hilfe, ohne Protektion, ja gegen starke Gegenströmungen. Wie alle Großen der Welt mußte er seine gewaltigen Gedanken selbst bilden, allein verteidigen, allein durchsetzen. Er blieb dabei, ob man ihn verlachte oder anfeindete. Und das Ende hat ihm recht gegeben.

Wohl dem Manne, der keine Hebamme braucht! Auch keine vorgesezte Hebamme, der er sich anzuklagenbuckeln sucht, um durch den hohen Herrn in einen anderen Sattel zu kommen. Wohl dem Volke, das solche Männer hat und ehrt!

Ringe dich von der Gewohnheit los,
Von der Kleinmut der Zeit, ihrem Künsteln und Schwanken,
Baue dir neue Pflichten und Schranken —
Werde ein Freiherr starker Gedanken!
Diene der Welt! Sei tapfer und groß!

Otto Fromber.